

Bevor die Glut verlöscht.

Die Erinnerungsarbeit an NS-Tatorten als ein politisches Lernprojekt.

”Die Erinnerung sollte ein Feuer sein, das immer brennt”, sagt Josef Mlawski (1993, S. 258), Überlebender des Warschauer Ghettos. Er sagt es **uns**, nicht seinen Leidensgenossen, denen die Erinnerung an den mörderischen Krieg, der von Deutschland ausging und ganz Polen ein Blutbad ohnegleichen verwandelte, unlöschar eingebrannt ist. Er sagt es als allgemeine Forderung an die nachkommenden Generationen: Feuer, Glut, Asche und Trümmerfeld des zerstörten und liquidierten Warschauer Ghettos dürfen nicht vergessen werden - auch wenn inzwischen Jahrzehnte vergangen sind.

Sechzig Jahre nach dem die Kriegsgeneration uns ihre Tatorte als ”Lernorte” hinterlassen hat, sind die Spuren vielfältig verwischt, liegen die Orte verborgen und verschwiegen unter der Betondecke des ”Wiederaufbaus” oder unter den Grünflächen moderner Landschaftsarchitektur. Polen kommt in die EU. Wer fragt noch danach: Was ist heute noch an solchen Orten wie dem des ehemaligen Warschauer Ghettos zu sehen? Was ist dort zu lernen? Wie steht es mit dem ”Feuer der Erinnerung” bei der zweiten und dritten Generation nach dem Holocaust? Kann Pädagogik mit Ortsbegehung und Spurensuche zumindest noch die ”Glut der Erinnerung” entfachen?

Zur Institution ”Lernort”

Die Rede von der Wichtigkeit der Lernorte ist in der Pädagogik beliebt, gleichwohl schwammig. Zumeist sind die Lernorte in den Institutionen oder um sie herum angesiedelt. Sie sind identisch mit den Orten, an denen Bildung und Erziehung stattfinden sollen. Bildungsinstitutionen wie Schulen sind hier eher gemeint als Denkmäler auf Plätzen oder Schilder an Straßen, Gedenkstätten eher als verlassene Friedhöfe oder unbekannte Massengräber, Ausstellungen und Museen eher als persönliche Fotoalben usw.

Lernorte aufzusuchen, meint in der Regel, dass wir mit den Studierenden diese Orte curricular ”durchmachen”, sie an die Geschichte dieser Orte heran zu führen, um sie zu bilden. Die Schulklasse, der Seminarraum, die Bibliothek, das Museum, das sind die klassischen Lernorte, an denen die Bildungsprozesse angebahnt werden. Es sind institutionengebundene Orte, die sich grundsätzlich innerhalb der gesellschaftlichen Funktion von Schule definieren. Insofern sind sie als Orte der Schulung und als Orte der Erziehung anzusprechen, die dazu da sind, damit Jugendliche historisch gebildet werden. Als Orte des Er-Lebens, als Orte des Abenteuers werden sie kaum verstanden; auch nicht als Orte, die PädagogInnen und Jugendliche aufsuchen, um gemeinsam etwas zu machen (z. B. Spuren zu suchen) oder um relevante Fragen an den Ort erst einmal zu finden.

An den institutionalisierten Lernorten kann Wichtiges gelernt werden; das soll hier nicht in Frage gestellt werden. Am Beispiel von Gedenkstättenbesuchen lässt sich zeigen, in welche Richtung die Lernprozesse vermutlich gehen werden: Gedenkstätten machen etwas über den geschichtlichen Zusammenhang von Diktatur, Faschismus, Rassismus, Manipulation, Repression und Gewalt deutlich. Gedenkstätten sind aber darüber hinaus selbst Anschauungs- und Lernobjekte in Sachen ”Politik mit der Erinnerung”: Hier kann vor Ort etwas über den historisch und gesellschaftlich variablen Stellenwert gelernt werden, den die herrschende Politik der Vergangenheit und der Erinnerung daran zumisst.

Es ist nicht die in Gedenkstätten inkorporierte Geschichtswissenschaft, die uns sagt, welche historischen Ereignisse so wichtig sind, dass wir uns ihrer erinnern sollen. Es ist auch nicht unser eigenes Gedächtnis, das durch seine Struktur und Leistung die Auswahlkriterien für das liefert, was wir erinnern. Es sind die politischen Entscheidungen, die Ausschlag gebend dafür

sind, ob für die Erhaltung und Markierung bestimmter Orte gesorgt wird, Aktivitäten, wodurch die Gesellschaft erst zu ihrer "Erinnerung" kommt und ein Ort sein "Gedächtnis" erhält. Die so erkennbar gemachten Orte repräsentieren keine neutrale Fakten-Geschichte, sondern sie kodieren die historischen Ereignisse in Form von Zeichen und Spuren, zu denen wir uns emotional und affektiv verhalten - in Relation zu unseren mentalen und sozialen Naheverhältnissen zu den Geschehnissen, die sich an diesen Orten abgespielt haben.

Ein Blick auf die Gesellschaft und auf die Landschaft ihrer Denkmäler und Gedenkstätten, ein Blick in die Geschichts- und Schulbücher, ein Blick auf die Namensgebung von Straßen und öffentlichen Plätzen gibt Kunde davon, was zeitgeschichtlich für erinnerenswert gehalten wird und was - entsprechend dem politischen Willen - ins kollektive Gedächtnis eingehen soll. Genau diese Prozesse mehrfacher Filterung der überlieferten Geschichte und vorab festgelegter Fokussierung der Erinnerung gilt es zu reflektieren, wenn wir uns als Lernende "Erinnerungslandschaften" aneignen wollen.

Anschaulich lässt sich das hier Gemeinte durch die Impressionen von Hanno Loewy machen, die er von einem Rundgang durch den Denkmalpark der Gedenkstätte Buchenwald hatte:

"Der Weg endet am Mauerrund eines der heidnisch inszenierten Ringgräber, in denen die Asche der Massengräber Buchenwalds, die sich hier befanden, zusammengefasst wurden. Und im rechten Winkel nach links führt nun die Straße der Nationen die Flanke des Bergrückens entlang, vorbei an 18 massiven Pylonen, die Flammenschalen tragen und die Namen von 18 europäischen Nationen, denen Häftlinge entstammten. Deutschland ist unter ihnen, vereint mit Europa. Nur die Juden fehlen. Und die Sinti und Roma selbstverständlich auch. In der Mitte passiert der prachtvolle Weg ein weiteres Ringgrab, in einem dritten endet er. Ein viertes Grab ist bis heute verschollen. Auch wenn man am Ende des Krieges noch wußte, wo es war. Wen interessieren schon wirklich die Toten?" (Loewy 1993, S. 28)

An der Schlüssigkeit dieser Beobachtung ist kaum zu zweifeln. Wir können ähnliche Wahrnehmungen auch an anderen Gedenkortern machen. Die fehlenden Denkmäler und die vergessenen, "uninteressanten" Toten scheinen auf Ereignisse oder Opfergruppen zu verweisen, die bis heute "verschollen" bleiben sollen. Aus den öffentlichen Leerstellen, aus den Nicht-Erinnerungsorten, können wir etwas Aufschlussreiches über die unterschiedliche Wertschätzung von Personen bzw. Gruppen lernen, denen innerhalb der gesellschaftlichen Erinnerungslandschaft die Ehrung durch ein Denkmal gebührt oder denen eben kein Erinnerungszeichen gesetzt wird. Die Erinnerungspolitik behält sich also vor, die geschichtlichen Ereignisse an den Tatorten selektiv zu inszenieren, um eine der möglichen Versionen von Vergangenheitsbetrachtung als „unsere Erinnerung“ öffentlich zu präsentieren; diese Version muss eine möglichst mehrheitsfähige und deshalb "annehmbare" sein.

Die gängige Politik spaltet die "ganze Geschichte" auf diese Weise auf und versucht an den Tatorten, die Gesellschaft mit den selektiv rekonstruierten Ereignissen auf eine versöhnliche Art bekannt zu machen. Das Gedächtnis der Gesellschaft wird auf diese Weise gespalten in einen offiziellen, herzeigbaren Teil ihrer "bewältigten" Vergangenheit und in einen inoffiziellen, abgedunkelten, verschwiegenen Teil ihrer unbewältigten Vergangenheit. Der herzeigbare Teil muss naturgemäß geschönt und aufpoliert werden, vor allem wenn es sich um (deutsche) Verbrechenorte aus der NS-Zeit handelt. Zur Politur der NS-Geschichte tragen die Politiker selbst bei, in dem sie die Erinnerung an diesen Teil der Geschichte pompös und erhaben inszenieren und sich selbst - an Gedenktagen oder bei Befreiungsfeiern - als Verfechter einer pädagogisch gemeinten Positivschau auf KZ-Geschichten positionieren. Freilich ist das Problem nicht leicht zu lösen, vor dem die offizielle Erinnerungspolitik steht. Wie weit soll die Positivschau auch die ehemaligen Täter und ihr Psychogramm umfassen? Wenn ihre KZ-Tatorte als Lernorte erschlossen werden, wie ist dann mit den Lebensgeschichten der Täter umzugehen? Wie sind diese Orte zu modulieren, wenn sie den nach 1945 geborenen Generationen keine persönlichen Erinnerungen mehr zu vermitteln vermögen? Wie reflektiert oder wie gedankenlos fügt die Erinnerungspolitik diesen Orten

etwas "Pädagogisches" hinzu, was sie bisher nie besaßen, z. B. Anreiz zu sein für bildungspolitisches Lernen, für zeitgeschichtliche Information, für individuelle Neugierde, für aufregende Faszination, für jugendliche "Action"?

KZ-Standorte und NS-Tatorte

Meines Wissens gibt es noch keine wissenschaftliche Systematik der Tatorte, die darüber Auskunft geben würde, warum die Nazis bestimmte Orte als Mordstätten auserkoren hatten und andere nicht. Pragmatische Gesichtspunkte mögen im Vordergrund gestanden haben. Die günstige Möglichkeit, Sklavenarbeit für die Rüstungsproduktion und für den Bau von Straßen, Tunnels, Brücken und Stollen auszubeuten, war sicher ein wichtiges Motiv für die Standortwahl von Konzentrationslagern. Die Nähe eines Steinbruchs, einer Ziegelei, einer Fabrik oder die günstige Beschaffenheit des Geländes, eine Raffinerie oder Flugzeugfertigung unter Tag zu verlegen oder eine Autobahntrasse anzulegen, dürfte oft den Ausschlag für den Standort eines Lagers gegeben haben. Die Erreichbarkeit des Ortes, in der Regel ein Schienenanschluss oder, noch besser, ein Bahnknotenpunkt, war vermutlich ein weiteres Kriterium. In anderen Fällen dürften sich die Areale selbst als günstige Standorte angeboten haben, weil sie die massenhafte Internierung von Menschen begünstigten, z. B. eine aufgelassene Fabrik, ein enteignetes Gut oder Schloss, eine Kaserne oder ein zweckentfremdetes Kloster.

Bei jedem KZ-Bau musste berücksichtigt werden, ob mehr die Sichtbarkeit und Bekanntheit des Ortes im Vordergrund stehen sollten oder die Geheimhaltung und Tarnung, um an der Terrorstätte die „Arbeit“ ungestört tun zu können. Es gab auch NS-Tatorte (wie Dachau oder Mauthausen), die neben dem Ausbeutungscharakter der symbolischen Abschreckung dienen sollten. Der Ausspruch, „...sonst kommst du nach Dachau“, war ab 1933 gleichbedeutend mit, „...sonst kommst du ins KZ“. Andere KZ-Standorte mussten nicht geheim gehalten werden, weil das soziale Umfeld mehrheitlich der Lagerhaltung von vermeintlichen "Schwerverbrechern" und "Asozialen" ohnehin zustimmte. Die Standortfrage war dann vermutlich eher eine Frage des verfügbaren Geländes und Aufsichtspersonals.

Erst nach der Inbetriebnahme der Konzentrationslager dürfte man sich überlegt haben, dass bestimmte Standortvorteile auch Nachteile nach sich ziehen können. Entsprechend unterschiedlich schwierig gestaltete sich dann beim Herannahen der alliierten Truppen der rasche Abbau der Konzentrationslager oder zumindest der Vergasungsanlagen (wie z. B. in Mauthausen), die Zerstörung der Krematorien (wie z. B. in Treblinka oder in Auschwitz-Birkenau), der architektonische Rückbau von Vergasungs- und Totenräumen (wie z. B. im Schloss Hartheim bei Linz), das Exhumieren und Verbrennen der Leichen, das Entsorgen der Knochenreste, das Einplanieren der Aschenhalden usw. - und, nicht zu vergessen, das Beseitigen der Zeugen des Mordens und des Spurenverwischens an den Tatorten.

Die Standortfrage ist untrennbar mit der Geschichte der Tatorte verknüpft. Ich führe dazu ein wenig bekanntes Beispiel an. Ponar/Ponary, auf litauisch Paneriai, ist ein kleiner verschlafener Ort 8 km außerhalb von Vilnius, der Hauptstadt Litauens (vgl. Gstettner 2000). Vor dem 2. Weltkrieg war dieser Ort bei der lokalen Bevölkerung bekannt und beliebt, weil er von einem idyllischen Wäldchen umgeben war, das an Wochenenden die Stadtbevölkerung zur beschaulichen Erholung einlud. Zwischen 1941, nachdem also die Nazi-Wehrmacht im Baltikum einmarschiert war und Litauen bald darauf zum „rückwärtigen Gebiet“ gehörte, und 1943 wurden in den Wäldern von Ponar ungefähr 100.000 Zivilisten erschossen. Die Standortwahl für Ponar als NS-Massenerschießungsstätte erfolgte nach den Kriterien: relative Abgeschiedenheit, Bodenbeschaffenheit und Erreichbarkeit. Diese pragmatischen Kriterien waren schon für die Vorgeschichte von Ponar maßgebend.

Die Sowjets wollten 1941 vor ihrem Abzug aus Litauen im Wald von Ponar große Treibstofftanks vergraben und lagern. Dazu hatten sie in den lockeren Sandboden des

Wäldchens mehrere kreisrunde Gruben von Durchmessern zwischen 15 bis 50 Meter gegraben. Als Tanklager wurden diese Gruben nie genutzt; sie sollten in der Zeit der Nazi-Besatzung von Litauen für die ermordeten Juden zu Massengräbern werden. Zunächst wurden im Herbst 1941 die Juden aus dem Ghetto von Vilnius in Marschkolonnen zu je 400 bis 500 Menschen nach Ponar geführt, täglich, zu Fuß, vor den Augen der Anrainer. Die Bewohner des kleinen Ortes Ponar hörten dann wochenlang das Geknatter der Maschinengewehre. Einige Neugierige gingen in den Wald, um nachzuschauen, was da eigentlich los war. Andere, auch unbeteiligte Wehrmachtssoldaten, folgten den Marschkolonnen und konnten ungehindert die Massaker beobachten, in einem Fall sogar fotografieren. Litauische Hilfspolizisten unter deutschem Kommando demütigten und quälten die Juden, bevor diese nackt von den Maschinengewehrsalven in die Gruben gemäht wurden.

Als 90 % der Litauischen Juden ermordet waren (nicht alle in Ponar, Zehntausende auch im IX. Fort in Kaunas/Kauen/Kowno sowie an Orten, die von den mobilen Rollkommandos der SS-Polizei bestimmt wurden) sollte sich der Standort Ponar auch in anderer Hinsicht bewähren. Er lag nämlich an der großen Eisenbahnstrecke, die von Vilnius nach Grodno, im heutigen Weißrussland, führte. Also brachte man Juden auch aus anderen besetzten Gebieten, unter anderem auch aus Deutschland und Österreich, zur Massenerschießungsstätte nach Ponar. Die Züge hielten auf freier Strecke im Wald und die Opfer wurden aus den Waggons zu den Gruben getrieben, wo sie von den Exekutionskommandos der litauischen Hilfspolizisten erschossen wurden. Auch dafür gab es Augenzeugen, die noch lange unter diesen traumatischen Wahrnehmungen zu leiden hatten (vgl. Mackiewicz 1994).

Am Beispiel Ponar lässt sich auch zeigen, wie schwierig die Aufarbeitung der mehrschichtigen Geschichte solcher Tatorte ist. Da ist einmal die Geschichte von Ponar als Stätte des Holocaust, des NS-Massenmordes am jüdischen Volk. Dann folgt die Geschichte des Waldes von Ponar als "sowjetischer Heldenhain", heute noch erkennbar an der Vielzahl sowjetischer Denkmäler, die für die im "Großen Vaterländischen Krieg" von den Faschisten ermordeten Sowjetbürger errichtet wurden. Dass es sich dabei (in erster Linie) um Juden handelte, die mit dem russischen Vaterlandsheroismus eigentlich nichts zu tun hatten, wurde ebenso verschwiegen, wie das mörderische Zusammenspiel von litauischen Hilfspolizisten, deutschen Sondereinheiten der SS-Polizei und der Wehrmacht. Und schließlich gibt es die Geschichte von Ponar als Gedenkort im unabhängigen Staat Litauen.²

Die neuen Denkmäler im Wald von Ponar waren besonders heikel durchzusetzen, weil der junge litauische Staat zunächst einmal alle litauischen hilfswilligen NS-Täter kollektiv amnestierte – nach dem Motto, sie hätten im nachfolgenden Sowjetregime genug gelitten, wodurch sie für ihre Verbrechen ausreichend "bestraft" worden wären. Erst nach Protesten von jüdischen Organisationen revidierte der Staat langsam diese Position, die empirisch nicht aufrecht zu erhalten war: Judenmörder hatten in der Regel von der Sowjetmacht wenig zu fürchten. Gerade die "prominenten Nazis" wurden von den Sowjets oft vor den Gerichten geschützt oder pardonierte, um für die eigenen politischen Zwecke benutzt zu werden.

Orte mit mehrfacher Geschichte sind naturgemäß auch komplizierte Gedenkort. Hinzu kommt der gesellschaftliche Status der Opfer. Den Juden wurde seit jeher eine exponierte Stellung außerhalb der christlichen Gesellschaft zugeschrieben (vgl. Diner 1999). Eine exklusive Position nimmt deshalb im christlichen Kollektivgedächtnis die physische Vernichtung des Judentums ein. Die fast vollständige Ausrottung des europäischen Judentums scheint von der Nachkriegserinnerung der ehemals NS-regierten Länder eine außerordentliche Anstrengung hinsichtlich der Schuldabwehr und -verdrängung zu verlangen. Um die Erinnerung an die "ganze Geschichte" auszugraben und weiterzutragen, bedarf es deshalb erheblicher gesellschaftlicher Veränderungen und Kraftakte, die in der Folge dann auch das Kollektivgedächtnis umwälzen und die die menscheitsgeschichtliche Bedeutung des Holocaust wieder normativ verankern können.

Bedeutsame Kommunikation

Das topografisch vermessbare, durch Zäune, Grenzpfähle oder Markierungsstangen gekennzeichnete Areal ist in unserem Sinne noch kein „Ort mit Geschichte“, also per definitionem auch kein „Erinnerungsort“.

Einer Unterscheidung von Marc Augé (1994) folgend, wird ein Areal dann zu einem „anthropologischen Ort“, also zu einem Ort mit einer für die Menschen bedeutsamen Geschichte, wenn eine Gruppe darüber spricht und sich darauf einigt, dass an diesem Ort etwas Bedeutsames geschehen ist. Ein geschichtsträchtiger Ort zeichnet sich z. B. dadurch aus, dass sich hier in einmaliger Weise Wege gekreuzt haben, Schicksale besiegelt wurden oder etwas geschehen ist, das in seiner besonderen Konstellation von Tätern und Opfern, symbolische Bedeutung für die Geschichte des gesellschaftlichen Umfeldes gewonnen hat. Später kommt die Gruppe vielleicht darin überein, dass an diesem Ort ein Gedenkstein oder ein Denkmal stehen soll. Dieser Stein wird dann durch seine symbolische Form, und mehr noch durch seine Aufschrift, einen Hinweis auf das Geschehen geben. Er wird an die beteiligten Personen erinnern, an ihren gewaltsamen Tod, der oft als „Opfer“ (für die Freiheit) gedeutet wird. Das Gedenken wird vielleicht als Mahnung an die Nachkommen unter dem Motto „Nie wieder“ stehen. Ein Erinnerungsort wird auf diese Weise kreierte und in die Gedächtnislandschaft eingeschrieben. Seine Entschlüsselung stellt oft ähnliche Anforderungen wie die Lösung eines Rätsels. „Der Anspruch kann dabei definitionsgemäß nicht sein, ein Stück historischer Wirklichkeit zu erfassen, sondern den Wegen der Erinnerungsarbeit, den Verquickungen von individuellem, kollektivem und offiziellem (...) Gedächtnis mit ihren unterschiedlichen Zeitstrukturen auf die Spuren zu kommen“ (Unfried 1991, S. 91).

Die Kommunikation über das Geschehen an diesem Ort kann jedoch auch im Beschweigen des Ortes bestehen. Das ist keineswegs paradox. Paul Watzlawick hat die These aufgestellt, dass wir in allen unseren Interaktionen nicht nicht-kommunizieren können. Also ist auch das Beschweigen eines Erinnerungsortes „beredete Kommunikation“. Die Übereinkunft im Schweigen über die Geschichte des Ortes kann sogar die aussagekräftigste Form der Nicht-Kommunikation sein. Was das Beschweigen aussagt, das unterliegt ebenfalls dem Sprechtabu; das heißt: Über diesen Ort und über das Geschehen, an das man sich (zunächst) schmerzhaft erinnert, wird absolutes Stillschweigen bewahrt. Es wird auch auf symbolischer Ebene geschwiegen. Der Ort scheint z. B. in keinem Fremdenverkehrsprospekt auf. Er wird an den Straßen nicht beschildert und ist in keiner Karte eingetragen. In der Übereinkunft über das Beschweigen konstituiert sich das Areal als ein Ort voller Geheimnisse und Rätsel, als ein Ort der Bitte-nicht-daran-rühren-Erinnerung. Er wird zu einem Ort „unterirdischer Erinnerung“ (Gstettner 2001), denn die Geschichte des Ortes verliert weder durch die Tabuisierung noch durch die Anonymisierung an Relevanz.

Zusätzliche Brisanz erhält der Vorgang der Tabuisierung durch seine tiefenpsychologische Dynamik. Die historischen Ereignisse sinken ins gesellschaftliche Unbewusste ab, von dem Mario Erdheim (1984, S. 205) einmal gesagt hat, es erscheint uns wie ein Orkus, in welchem all das verschwindet, was eine Gesellschaft an Geschichte zwar besitzt aber nicht wahrhaben will. Der Orkus, das Unbewusste, ist das „schwarze Loch der Erinnerung“, das alle Wahrnehmungen, Befürchtungen, Vermutungen, Wünsche, Projektionen usw. aufnimmt, die das gesellschaftliche Bewusstsein nicht zulassen darf. Die Energie des Geschehens an den Tatorten und die Dynamik des kollektiven Gedächtnisses bleiben jedoch erhalten. Die „unterirdische Erinnerung“ entwickelt im Orkus ein Eigenleben, jederzeit bereit, wieder emporzusteigen, vielleicht anderswo, gänzlich unvermutet, und in einer anderen Gestalt. Oft genügt ein Signalwort, eine Andeutung, eine vielsagende Geste oder eine entsprechende Mimik, damit alle wieder wissen, wie es an diesem Ort um das das labile Gleichgewicht im Verhältnis, von oberirdischer Geschichte und unterirdischer Erinnerung steht.

Die Begehung von solchen Tatorten, an denen die Inszenierung von Gedenkveranstaltungen immer an die verschwörerischen Handlungen eines Geheimbundes erinnert, wird zu einer Spurensuche der besonderen Art. In Rechnitz (Burgenland, Österreich) befindet sich so ein Ort. Hier wurden am 1945 von lokalen Nazifunktionären, die sich für einige Stunden von einem Gefolgschaftsfest aus dem Schloss, wo feuchtfröhlich gefeiert wurde, entfernt hatten, ein Massaker an ungarischen Juden vollführt. In der Nacht wurden ca. 180 Juden erschossen, die zur Zwangsarbeit von Ungarn nach Österreich verschleppt worden waren. Obwohl die Täter, die nie geständig waren, bekannt waren, und obwohl das Massengrab von einer alliierten Kommission exhumiert wurde, gelang es den Menschen in Rechnitz, über diese Geschichte so lückenlos "Gras wachsen" zu lassen, dass bis heute sowohl der Tatort als auch die genaue Lage des Massengraves unentdeckt geblieben sind - gleichsam "verschollen" im Orkus der Nicht-Erinnerung. Das Areal, auf dem vermutlich das Verbrechen geschah, ist sehr weitläufig und grenzt an die ungarische Tiefebene. Lange Zeit gab es nur einen Orientierungspunkt, die Ruinen einer kreuzförmig gebauten Scheune, in dessen Nähe das Massengrab vermutet wird. Dieser Orientierungspunkt heißt im Volksmund "Kreuzstadl". Er markiert symbolisch den Erinnerungsort, an dem alljährlich im März eine kleine Gruppe von Aktivisten eine Gedenkveranstaltung abhält.

Seit vielen Jahren führt die israelitische Kultusgemeinde Grabungen in der näheren und weiteren Umgebung des "Kreuzstadls" durch. Bisher ohne Erfolg. Zwei Augenzeugen des Massakers kamen schon vor dem Prozess auf geheimnisvolle Weise durch "Unfälle" um, andere Zeitzeugen leben nicht mehr, archäologische Funde haben in die Irre geführt, moderne geophysikalische Messungen versagten. Die Kultusgemeinde wird weiter Grabungen machen, weil sie die Toten der jüdischen Religion entsprechend bestatten möchte. Die BürgerInnen der Gemeinde Rechnitz werden weiter das Geheimnis um diesen Tatort durch Schweigen wahren. Die Aura des Ortes überträgt etwas von dieser "unterirdischen Erinnerung" auf seine Besucher. Ein Student unseres Seminars notierte nach der Ortsbegehung in sein Forschungstagebuch:

"Wir waren nur ungefähr eine Stunde an dem Ort und das nasskalte Wetter forderte seinen Tribut: Viele KollegInnen beklagten sich. Wir wollten so schnell wie möglich weiter und ins Warme und Trockene. Wie mussten sich die jüdischen Mitbürger damals gefühlt haben? Erbärmlich ausgestattet, in einem schlechten gesundheitlichen Zustand sahen sie ihr Unheil kommen und doch fühlten sie sich gottergeben in ihr Schicksal. Ich hatte das Gefühl, dass wir sie mit unserer mimosenhaften Haltung ein weiteres Mal entehrten, da sie sich nicht verkriechen und verstecken konnten und keine Linderung in Aussicht hatten.

Zusätzlich kreisten meine Gedanken um die Lage des Massengraves und wie es wohl wäre, wenn ich dieses jetzt finden würde?... Wie ein schwerer, drückender Mantel lastet das Schweigen auf dem Ort. Alle im Dorf haben sich dem unterworfen, niemand möchte gegen diese still getroffenen Vereinbarungen verstoßen. Niemand wagt es, da die Gefahr von Repressalien, wie es jemand im Interview ausdrückte, viel zu groß ist. Wie weit würden die Belasteten oder Beschuldigten wohl wieder gehen? Die jüdische Kultusgemeinde würde niemals aufhören zu suchen, sie würde weiter graben und forschen. Und das ist auch gut so! Die Dorfbewohner dürften ihr aber auch in Zukunft nicht helfen wollen, die Bereitschaft dazu wird wahrscheinlich immer geringer ..."

Einige Seiten weiter: "Debatten, welche ich zu Hause führen wollte, gingen recht schnell schief oder verliefen im Sand. **Ich sah mich einem starken Schweigen ausgesetzt.** Also wiederholte sich die ganze Geschichte im Kleinen und ich war dem Thema der Lehrveranstaltung sehr nahe gekommen."³

Der Tatort verbürgt nur die Präsenz eines vergangenen Ereignisses, nicht jedoch die lebendige Erinnerung daran. Damit sich ein Tatort der Erinnerung versichern kann, also ein Gedenkort wird, bedarf es der Erzählung, der Überlieferung in der Gruppe und der Tradition des rituellen oder liturgischen Bewahrens und Wachhaltens von Gedenken.

Bestimmte Regionen und Orte können mit einem Übermaß an Geschichte „belastet“ sein. In unserem Zusammenhang wollen wir in einem spezifischen Sinn von historischer „Belastung“ sprechen. Wir meinen nicht jene Belastungen, die als böse Gerüchte und rufschädigende

Vermutungen das Image eines Ortes beeinträchtigen können. Wir meinen die historischen Belastungen, die an Orten kulminieren, die wir als Tatorte bezeichnet haben. Konkreter: Es geht um die Geschichte von Tatorten, an denen NS-Verbrechen geschahen.

Eine Vermutung liegt nahe: Die historische Belastung dieser Orte steigt mit der Unaufgeklärtheit und mit der Ungesühntheit des Verbrechens, das dort geschah. Die historische Belastung liegt dann schwer auf dem kommunikativen Gedächtnis; sie blockiert die lebendige Kommunikation über die Ereignisse und hüllt den Tatort in eine mystische, von Sprechtabus und Geheimnissen umgebene Aura. Die Zahl solcher Orte dürfte unübersehbar groß sein. Nur eine kleine Anzahl davon ist der Öffentlichkeit bekannt und nur eine Minderheit der bekannten Tatorte ist Gegenstand öffentlicher, kommunikativer Erinnerung. Und nur ganz wenige Orte sind durch ein Denkmal oder einen Gedenkstein markiert und über die Zeit des lebendigen Gedächtnisses hinaus der Gesellschaft als Ort eines grausamen Verbrechens an unschuldigen Menschen erinnerbar.

Selbst Tatorte, die im gesellschaftlichen Gedächtnis sehr wohl einen Platz haben, sind wegen ihrer historischen Belastung selten Ansatzpunkt für die Bildung der Identität einer Ortschaft oder einer Stadt. Identität stiftet nur eine Geschichte, zu der man sich „bekennen“ kann – und wenn für dieses Bekenntnis die Geschichte verbogen werden muss, dann wird sie eben gebogen oder so lange geglättet und "frisiert", bis sie uns "widerspruchsfrei" entgegen tritt. „Bei der Frage nach sozialer Identität handelt es sich nicht in erster Linie um eine Frage nach der ‚Wahrheit‘ einer Vergangenheit. Vielmehr geht es um die Erinnerung und Bewahrung einer Vergangenheit, die aus der Sichtweise kollektiver Interessen für fähig gehalten wird, im Bewusstsein einer Gruppe ohne Widerspruch fortzuleben" (Kannonier-Finster/Ziegler 1993, S. 65).

Skepsis gegenüber der Nachhaltigkeit des dargebotenen, widerspruchsfrei erscheinenden historischen Wissens ist angebracht. Selbst wenn dieses Wissen nicht nur aus Büchern sondern auch aus eigener Anschauung bei der persönlichen Begehung ehemaliger Tatorte stammt. „Ein Ort (...) hält Erinnerungen nur dann fest, wenn Menschen auch Sorge dafür tragen“, meint Aleida Assmann (1999, S. 74) in Anspielung auf die Notwendigkeit von „Spurensicherung und Markierung von Gedächtnisorten in einer Landschaft des Vergessens“. Mit Micha Brumlik wäre zu ergänzen, dass erst die eingeübte Praxis des Gedenkens die Gegenwart mit der Vergangenheit normativ verknüpft. Erst aus der „liturgischen“ Gedenkpraxis lässt sich ablesen, „welche Teile der vielen möglichen Vergangenheiten eine Gesellschaft als die ihren, als eine ihr Handeln und Leiden normativ bestimmende Vergangenheit ansieht“ (Brumlik 1995, S. 93).

Beliebigkeit der Nicht-Orte

Die Sorge der Menschen in der modernen Gesellschaft gilt vordergründig den „Nicht-Orten" (Marc Augé). Die Erinnerungsorte stehen in Konkurrenz zu den Nicht-Orten, werden von ihnen bedrängt und verdrängt. Nicht-Orte sind Plätze ohne Geschichte, Durchgangsorte, Transiträume, mobile Orte, Funktionsstätten, Gelände und Räume beliebiger Präsenz, Gebäude, die nicht nach historischen Überlegungen sondern nach den Regeln des marktwirtschaftlichen Warenverkehrs errichtet wurden, wie z. B. Hotelketten, Feriendörfer, Campingplätze, Autoparkplätze, Supermärkte usw. Ein Nicht-Ort hat keinen eingeschriebenen, verborgenen Sinn, keine andere Geschichte, die sich kommunizieren ließe, als die, wofür er steht bzw. wofür er wirbt, also z. B. Parkplatz oder Supermarkt zu sein.

Die Nicht-Orte beschreiben kein Zentrum, symbolisieren kein historisches Geschehen auf einem bestimmten Areal. Supermärkte sind historisch unstrukturierte, offene „Einkaufswelten“. Spielplätze sind öffentliche „Erlebniswelten“, Parkplätze sind – sofern zentral gelegen – gebührenpflichtige (insofern zeitlich begrenzte) PKW-Parkplatz-Welten. Wir denken zwar über diese Räume und „Welten“ nach („Bekomme ich wohl dort am

Samstag Vormittag einen Platz?“), wir erinnern uns auch an diese Plätze („Wie lange steht mein Wagen schon dort? Ist die Parkuhr schon abgelaufen?“). Als Nicht-Orte beanspruchen diese Areale zwar viele alltägliche Gedanken und viel Fläche bei der Raumplanung. Nicht-Orte belasten uns aber nicht mit ihrer Geschichte. Wir müssen über Nicht-Orte nichts wissen, außer dass sie existieren und wie man hin kommt. Es ist wahrscheinlich kein Zufall, dass heute viele NS-Verbrechensorte, speziell KZ-Gedenkstätten, von Nicht-Orten be- und verdrängt werden, von Bungalowsiedlungen, Supermärkten, Gaststätten, Nachtlokalen, Parkplätzen, aber sinniger Weise auch von neu erbauten Kasernen, Strafanstalten, Klöstern und Kirchen samt Friedhöfen.

Eine theoretische Annahme drängt sich demnach auf: Das „Gedächtnis der Orte“ fixiert die Erinnerung an einen bestimmten Platz. Dort stehen vielleicht verfallene Ruinen eines Gebäudes, Fundamente von Baracken, dort ist ein von Menschenhand herausgeschlagener Schacht, ein Tunnel, ein Stollen, darin vielleicht noch verrostetes Werkzeug oder verrottete Installationen. Das „Gedächtnis der Orte“ konkretisiert sich in der Topografie des Ortes und den noch sichtbaren Relikten: Da sind noch die Terrassen zu erkennen, auf denen die KZ-Baracken standen, und dort ist die Einsenkung im Boden sichtbar: Das muss die Aschengrube des Krematoriums gewesen sein. Da sieht man noch das Fundament der Wachtürme und dort müssen die Reste jener Schienen sein, die zur Rampe führten.

Das Gedächtnis der Orte, dieses ortsbezogene Speichervermögen von Geschichte, diese Bindung von Erinnerung an einen konkreten Raum und an sein Inventar, ist einer zeitlich variablen Wertschätzung (bis hin zur Geringschätzung und Vernachlässigung) unterworfen. Grundsätzlich tendiert die moderne Zeit zur Überwindung der örtlichen Bindung, zur raschen Reise durch Raum und Zeit, zur virtuellen Besichtigung von Orten und zur touristischen Flexibilität. Orte und Nicht-Orte werden auf einer Ebene des Gedächtnisses digital abgespeichert. Der Zugriff auf den Gedächtnisspeicher erfolgt pragmatisch. Was wir nicht unmittelbar zur Orientierung in der Gegenwart oder für die Zukunft brauchen, das wird beiseite gelassen, nicht aufgerufen und kann vergessen werden.

Das Gedächtnis der Orte wird obsolet in einer Zeit, die ihre Energien auf Geschwindigkeit von Information, auf rasche Kommunikations- und Verkehrsnetze konzentriert, und die durch immer schnellere Überwindung von räumlichen Distanzen den Menschen und seine Kultur von der Bindung an Orte befreit. „Unendlich wichtiger in der gesellschaftlichen Entwicklung als die Ortsbindung wurde die Ortsüberwindung“ (Assmann 1999, S.70). Dieser Trend mindert den gesellschaftlichen Stellenwert der Erinnerungsorte, die allenfalls noch von Tagestouristen mit ins Besichtigungsprogramm aufgenommen werden. Wenn die Reiseroute, z. B. der Radweg entlang der Donau, über Mauthausen führt, dann „muss“ man einmal „dort“ gewesen sein, im ehemaligen KZ. Dann strampelt man (oder Frau) mit dem Mountainbike eben mal hoch. Man kommt dort oben am „Schauplatz“ verschwitzt an und gibt sich rasch ein kühles Gruseln in den Folterkellern der historischen Steingebäude.

Mauthausen zum Beispiel

Mauthausen ist ein reizendes Städtchen an der Donau in der Nähe von Linz. Die Stadt Mauthausen wirbt mit dem Slogan „Mauthausen * Donaumarkt * zukunftsstark“ und im Internet auf seiner Homepage mit „Tourismus-Europagemeinde am Donau-Rad-Wanderweg“.

Im Mai 2003 wurde hart an der Mauer des historischen Ortes, d. h. des ehemaligen Konzentrationslagers, ein hochmodernes Besucherzentrum eröffnet, aus Sichtbeton und Glas, in eine Geländestufe des vorgelagerten historischen SS-Werkstättenbereichs gebaut - halb unter- und halb überirdisch. Die Absicht des zuständigen Ministers war gut gemeint, die Funktion der „Informationszentrale“ schien offenkundig, über unbeabsichtigte Nebenwirkungen auf den „Lernort Mauthausen“ hatte niemand gedacht. Was aber kann bewirkt werden, wenn eine zeitgemäße High-Tech-Infrastruktur für die rund 190.000

„Erinnerungstouristen“ (James E. Young) errichtet wird, die alljährlich das ehemalige KZ Mauthausen besuchen? Was bedeutet ein „Besucherzentrum“, das die Besucher bewusst oder unbewusst auf die Rollen vorbereitet, die beim Gedenkstättenbesuch einnehmen: die des Zuschauers oder die des Handelnden?

Besucher, die sich in die "sichere" Rolle des Zuschauers begeben wollen, können im Besucherzentrum mediale Vorinformationen jedweder Art erhalten: Drucksachen, Broschüren, Bücher, Ansichtskarten, Lagepläne, historische Schaubilder, "Audio-Guides" mit Tonbandkassetten, Video-Filme mit Zeitzeugeninterviews usw. Besucher, die sich in die Rolle der Handelnden hineindenken wollen, brauchen den Gang in das Besucherzentrum nicht. Für sie wird das "Erlebnis Mauthausen" eine Verunsicherung, oft auch eine Erschütterung, die Fragen aufwirft, die durch keine "Besuchereinformatoren" beantwortbar sind.

Solche Fragen stellten z. B. SchülerInnen, bevor sich noch das Besucherzentrum mit seiner modernen Informationstechnologie anbot. Es sind Fragen auf einem Reflexionsniveau, das kein Informationsangebot jemals erreichen oder auch nur stimulieren kann.⁴

Eine Schülerin schreibt in ihrem Aufsatz zum Schulbesuch in Mauthausen:

"Ich denke, Mauthausen sollte als Erinnerungsstätte bestehen, damit man die Vergangenheit sieht und die Zukunft besser macht. Wenn man heute ins KZ zur Besichtigung fährt, sieht man nicht das frühere KZ von damals, sondern lediglich ein KZ des Friedens von heute. Dort wo heute Rasen und Skulpturen sind, standen früher Baracken. Erinnern diese Skulpturen an damals? Oder lassen sie nicht viel leichter vergessen und unvorstellbar machen? Machen die Skulpturen das KZ besucherfreundlicher? Sollte das KZ überhaupt "besucherfreundlich" sein? Sollte das KZ nicht einfach nur an damals erinnern und eine eigene Botschaft übermitteln? Mauthausen sollte als Erinnerung dafür stehen, wozu Menschen fähig sind, wenn Respekt und Achtung nicht mehr vorhanden sind ..."

Eine andere Schülerin stellt Reflexionen darüber an, warum viele Überlebende schweigen und die Steine nicht reden:

„Die einzigen Zeugen, die Mauern, die eine erdrückende Stille verbreiten, sind zum Schweigen verurteilt, durch die eigene Scham (der Überlebenden) und durch den Wunsch alles zu vergessen. Erst Jahre später fanden sie den Mut, das Erlebte zu verarbeiten, und jeder einzelne Stein verspürte das Bedürfnis, die erschütternde Wahrheit ans Tageslicht zu bringen - Bilder der Verzweiflung, Berichte der Angst, Befehle, die über Leben oder Tod entschieden, Fragen nach einer Antwort für den unvorstellbaren Hass. Man wollte ihre Geschichte leugnen und ihre Willensstärke zertrümmern, doch niemand konnte ihnen die Sehnsucht nach dem Leben stehlen - die Mauern stehen heute noch“.

Die Fragen sind ebenso vielfältig und zahlreich wie grundsätzlich und "echt", das heißt, die Antworten liegen nicht bereits in der Frage sondern in der Möglichkeit des Einfühlens in die existenziellen Grundbedingungen der eigenen und fremden Welt. - Um das zu verdeutlichen, sollen noch einige Fragen angeführt werden, die sich SchülerInnen nach dem Mauthausen Besuch gestellt haben:

Warum haben sich viele von uns die Gaskammer größer vorgestellt als sie war? Wie muss sich der erste US-Soldat gefühlt haben, als er bei der Befreiung das Lager betrat? Wie konnten die Menschen, die im KZ als Wachpersonal arbeiteten, eigentlich schlafen? Konnten sie ihren Beruf von der Freizeit trennen? Wenn ich mir vorstelle, dass z. B. mein Vater in einem KZ gearbeitet hätte, ... Wie kommt ein Mensch vom Malen zum Töten? Was wäre gewesen, wenn Adolf H. auf die Kunstschule gegangen wäre? Warum sind wir überhaupt nach Mauthausen gefahren? Warum tun wir das eigentlich, über solche Sachen reden, lernen oder lesen? Wie denken die Menschen heute in Mauthausen darüber? Können sie in Ruhe schlafen, wo doch alle zu gut wissen, dass dort hinter den Mauern ein Massengrab liegt?

Gegenüber diesen Fragen mutet die folgende Feststellung eher "akademisch" an. Trotzdem gehört sie in den Reflexionshorizont der pädagogischen Gedenkstättenarbeit. Mauthausen, wie es sich uns heute präsentiert, ist nur als abstrakter Begriff ein "authentischer Ort". Was

Mauthausen als KZ-Areal einmal war, lässt sich heute kaum mehr denken, geschweige denn, adäquat rekonstruieren. Vom Besitzstand des ehemaligen KZ Mauthausen, von den Gebäuden und den Liegenschaften, die in der Endphase zum KZ-Betrieb gehörten (Steinbrüche, Aschenhalden, Werkstätten, Schießstätten, Zeltlager, Zugangswege, Straßen, Bahntrassen, Rampen, SS-Wohnanlagen und Garagen), blieb nur ein kleiner Teil erhalten. Selbst auf dem Areal, das 1947 der Republik Österreich als "Denkmal Mauthausen" übergeben wurde, fanden in den folgenden Jahren noch Bestandsveränderungen statt; z. B. konnten über 20 Häftlingsbaracken nicht vor dem Verfall gerettet werden; auch die Werkstättenbaracken, die dort standen, wo das neue Besucherzentrum gebaut wurde, verschwanden bereits vor 25 Jahren.

Die Tradition der österreichischen staatlichen Gedenkstättenaufsicht durch das Innenministerium begann 1947, als die sowjetischen Militärbehörden bei einem feierlichen Übergabeakt in Mauthausen der Republik Österreich das „Denkmal Mauthausen“ als Eigentum mit der Auflage überantworteten, „dass es eine Stätte zum Gedenken an die im Kampf um ein freies, unabhängiges und demokratisches Österreich gefallenen Opfer werde“. Damit wurde auf symbolischer Ebene eine bestimmte Erinnerungskultur mit einer bestimmten historischen Situation verknüpft. Das KZ-Gedenken bekam einen Ort zugewiesen (Mauthausen) und für die "gefallenen Opfer" wurde eine kollektive, genuin "politische" Sinnstiftung angeboten (im Kampf für ein freies, unabhängiges und demokratisches Österreich gefallen). Nicht gesprochen wurde bei diesem Anlass - und noch lange danach - von den KZ-Häftlingen, die gar keine Chance hatten, für irgendetwas zu kämpfen, außer um ihr nacktes Leben, von den KZ-Toten, die Opfer des pseudoreligiösen Rassenwahns wurden, von den Verfolgten und Ermordeten, die im Zuge der "Endlösung der Judenfrage" von den Nazis aus dem Wege geräumt wurden, von den Menschen, die in die Außenlager deportiert wurden, die dort gequält wurden und umkamen. Die Leidens- und Opfergeschichten dieser Gruppen werden von der offiziellen, heroisierten und politisch inszenierten Erinnerungskultur abgespalten und durch Verschweigen dem öffentlichen Vergessen anempfohlen.

Die große Zahl der Toten, in Mauthausen waren es von 1938 bis 1945 ca. 110.000, beschäftigt die Fantasie der Besucher nicht so sehr wie die Anzahl, Ausmaße und die Beschaffenheit der anonymen Massengräber. Die Tatsache, dass die meisten Massengräber erst durch Bestattungen und Umbettungen nach 1945 entstanden sind und dass die Anonymität der Toten trotzdem gewahrt blieb, obwohl die Nazis alles penibel registriert hatten und die alliierten Exhumierungs- und Gerichtskommissionen über ihre Funde Akten anlegten, lässt die Frage aufkommen, wie umsichtig, einsichtig und pietätvoll oder wie nachlässig, vertuschend und entwürdigend die Nachkriegsgesellschaft mit den KZ-Toten umgegangen ist. Diese Frage stellt sich nicht nur in Mauthausen, wo die Gräberfelder annähernd genau registriert sind, sondern verstärkt bei den rund 50 Außenlagern, die zum Teil nicht einmal mit Gedenktafeln gekennzeichnet sind (vgl. Farkas 2002).

Diese Fragen betreffen nicht mehr den "Lernort Mauthausen". Im Gegenteil, der Besuch des ehemaligen KZ Mauthausen lenkt den Blick vom Elend und Schrecken des weit verzweigten Mauthausen-Außenlager-Systems ab. Wie soll der Gedenkstättenbesucher in Mauthausen auf die Spuren der zahlreichen, inzwischen eingeebneten und unsichtbar gemachten Außenlager stoßen? Lenkt der Neubau des Besucherzentrums in Mauthausen nicht erst recht den Blick ab vom fortgesetzten Zerstörungswerk an den vergessenen und vernachlässigten Außenlagern - und damit von den dezentralen Tatorten und den dortigen Erinnerungen an die NS-Verbrechen?

Gemessen an der Besucherfrequenz und an dem Bauvolumen der neuen Gedenkstätte sind die Erinnerungsstrukturen bei den rund 50 Außenlagern von Mauthausen tatsächlich marginal. Sie blieben nach 1945 Jahrzehnte lang unbeachtet. Die Orte und die Erinnerungen daran verkamen. Bauliche Überreste wurden planiert, Massengräber aufgelöst und KZ-Areale von den Kommunen als Bauland oder als landwirtschaftliche Nutzflächen umgewidmet. Allenfalls

blieben Relikte, Militaria und andere Erinnerungsstücke, die in Museen und Privatsammlungen verschwanden.

Die Funktionen des ehemaligen KZ Mauthausen sind also vielschichtig und schillernd. Zumindest folgende lassen sich vermuten:

1. Lerneinschränkung durch nationale Vereinnahmung:

Österreich bekam in Mauthausen die Möglichkeit - welche bis heute reichlich genutzt wird -, den eigenen Opferstatus zu betonen. Was uns heute an der Gedenklandschaft Mauthausen beeindruckt, der Steinbruch, die Todesstiege und die gemauerten SS-Festungsbauten, wird mit der Geschichte der Opfer assoziiert. Mauthausen ist ein Ort, an dem die Geschichte der Täter und die Struktur der (österreichischen) Tätergesellschaft kaum nachvollzogen werden kann. In den baulichen Überresten des Lagers wäre aber die Geschichte der Täter mindestens so deutlich repräsentiert wie die der Opfer. Der Zweck der Gedenkstätte ist jedoch weder Täterforschung noch ein Lernen über die Tätergesellschaft sondern ein "hautnahes" Wissen über die "dunklen Seiten" der NS-Geschichte.

2. Lerneinschränkung durch Spurenverwischung:

Es ist bekannt, dass in Österreich nach 1945 viele KZ-Außenlager rasch beseitigt wurden. Schon die Alliierten brannten wegen Seuchengefahr Baracken nieder, wie z. B. in Gusen. Flüchtlinge oder Ortsansässige nutzten das Holz für den eigenen Hausbau oder als Brennholz, wie z. B. beim Loibl KZ. Aber auch ganze Baracken wurden einer anderen Nachnutzung zugeführt. Im ehemaligen Außenlager Peggau wurde eine Baracke für die Obduktion von exhumierten Häftlingsleichen genutzt. Andere Gebäude ehemaliger Außenlager wurden verkauft oder wieder den ursprünglichen Grundbesitzern zurückgegeben; und diese Besitzer hatten meistens andere Interessen, als ehemalige Stätten des SS-Terrors und des Leidens von KZ-Häftlingen zu erhalten oder kenntlich zu machen. Stollen, von KZ-Häftlingen gegraben, wurden als Lagerhallen, Garagen oder Weinkeller nachgenutzt. Der Tunnel am Loiblpass, von über 1.000 Mauthausen-KZ-Häftlingen in einer Rekordzeit aus dem Karawankengestein gehauen, dient bis heute der raschen Verkehrsverbindung zwischen Kärnten und Slowenien. Der große Waldbesitz, auf dem das Areal des Loibl KZ Nord lag, wurde vom jetzigen Eigner als Jagd erworben. Andere ehemalige KZ-Liegenschaften wurden von den Gemeinden parzelliert und mit Siedlungen und Bungalowbauten überbaut. Eine eigene Praxis des Spurenverwischens entwickelte sich im Zusammenhang mit dem Sammeln und Umbetten von exhumierten NS-Opfern in "anonymen" Massengräbern (vgl. Farkas 2002).

3. Lerneinschränkung durch das neue Besucherzentrum:

Man kann darüber streiten, ob authentische Orte des NS-Verbrechens eine eigene "Aura" haben oder nicht. Sicher ist, dass das neue Besucherzentrum in Mauthausen massive Störungen auslösen wird, die in die Gesamtatmosphäre kaum zu integrieren sein werden. Praktisch gibt es nur zwei Möglichkeiten: Entweder das Besucherzentrum konkurriert hinsichtlich Beklemmung und Erschütterung mit dem authentischen Ort, oder es entschärft die Betroffenheit durch die sachliche Rationalität, mit der die Besucherströme gelenkt und vorbereitend informiert werden. Das Besucherzentrum fügt dem Mauthausen-Unbewussten etwas hinzu, was es bisher noch nicht gab: Das neue Info-Zentrum kann als Verlängerung der Moderne des Lagers in die Postmoderne der Vermarktung seiner Spuren und Relikte gesehen werden. Zygmunt Bauman (1998) würde sagen: Das Besucherzentrum fungiert als postmoderne Übersetzungsmaschine. Das kollektive Gedächtnis der ehemaligen Häftlingsgesellschaft wird am postmodernen Geschichtepark Mauthausen zum Do-it-your-self-Erlebnis-Produkt der Besucher umgeformt. **Alles ist möglich**, wenn Mauthausen Konsumgut wird und wenn Erschütterung als Ware ist.

4. Lerneinschränkung durch die Konzentrierung des Gedenkens:

Das österreichische Gedenken war Jahrzehnte hindurch mit dem Stammlager Mauthausen, mit der Todesstiege und mit den mörderischen Arbeiten im Steinbruch assoziiert. Einmal im Jahr, bei den sog. Befreiungsfeiern Anfang Mai, wird das Gedenken in Mauthausen zu einer

eindrucksvollen, medienwirksamen Masseninszenierung. Einmal im Jahr wird der Appellplatz für die staatstragenden Politiker und Diplomaten zum Laufsteg, auf dem die Liturgie der öffentlichen Erinnerung zelebriert wird: Sehen und gesehen werden auf der Ehrentribüne und bei der Kranzniederlegung vor dem zentralen Sarkophag am Appellplatz.

Den Komplex Mauthausen als Lernort zu dislozieren, zu regionalisieren, zu vervielfältigen, würde bedeuten, nachhaltige Bewusstseinsbildung vor Ort zu betreiben, Spuren zu sichern und neue Interpretationsräume für lokale Geschichte aufzuschließen. Noch sind wir weit davon entfernt. Bei den Außenlagern reintegriert die Natur die Orte des Verbrechens in die idyllische Landschaft und das Vergessenwollen und -dürfen befreit das belastende Gedächtnis der Gesellschaft von den begangenen Schandtaten. Die Menschen vor Ort können wieder gut schlafen.

Am Loiblpass (auf der Kärntner Seite), in Klagenfurt-Lendorf, in Aflenz, Bretstein, Peggau, St. Lambrecht, beim Schloss Lind und an anderen Orten ehemaliger Mauthausen Außenlager im Süden Österreichs haben wir es heute mit einer „unterirdischen NS-Kultur“ zu tun, die im Vorhof des gesellschaftlichen Bewusstseins lebt und um die sich bereits sagenähnliche Geschichten und Mythen ranken. So können wir nur bestätigen, was Geoffrey Hartman geschrieben hat: „Wo Schrecken gesät wird, oder Schrecken und Schuld, können entsetzliche Phantasien die Folge sein - oder aber Gefühle von Hilflosigkeit“. (Hartmann 1999, S. 45) An den Orten der Außenlager scheinen die Fantasien und in Mauthausen selbst die Gefühle der Hilflosigkeit vorzuherrschen.

Ein Generationskonflikt?

Damit ist ein weiteres Problem angedeutet, das auch Micha Brumlik in seinem Buch „Gerechtigkeit zwischen den Generationen“ thematisiert: der Generations- als Wertekonflikt. Die jüngeren Generationen, die mit den Erinnerungsorten allenfalls noch durch ein Schulwissen verbunden sind, nähern sich diesen Orten grundsätzlich anders, als die Generation, aus der die KZ-Überlebenden kommen. Es ist „natürlich“, dass die jugendlichen GedenkstättenbesucherInnen weder durch persönliches Erleben noch durch lebendige Narrative eine Beziehung zu den Orten haben, die durch NS-Geschichte belastet sind. Für Jugendliche, die sich diese Orte abseits von Gedenkritualen und außerhalb von kulturellen Erzähltraditionen aneignen wollen, entfalten die Gedächtnisorte aus sich heraus keine besondere Bedeutsamkeit, keine nachhaltige Aufforderung zur Reflexion und zum „Lernen aus der Vergangenheit“. Die Orte können selbst bei sachkundiger Führung das nicht leisten, was die Gesellschaft nicht zu leisten bereit ist: die Fundierung des historischen Wissens, die Hilfe beim Auf- und Durcharbeiten der Vergangenheit, die Anleitung zum Entschlüsseln der Spuren und Symbole, die Wertschätzung und Ehrerweisung gegenüber dem Widerstand und seinen Opfern, die Einübung in eine Praxis des Gedenkens, des Respektbezeugens und der Ehrfurcht vor den Orten, die das Unausprechliche repräsentieren.

Die historischen Orte ehemaliger Lager können von sich aus das nicht schaffen, wofür die umgebende Gedächtnislandschaft einer Gesellschaft weder Rahmen noch Stützen bietet. „Die Orte sollen dann leisten, was sich die Kultur nicht mehr zutraut: die Konstruktion von Bedeutsamkeit und die Kontinuität der Überlieferung.“ (Assmann 1999, S. 76). Der Vorwurf geht also nicht an die Adresse der Jugendlichen, die sich zum ehemaligen KZ Mauthausen hinaufbemühen. Der Vorwurf geht natürlich auch nicht an die Orte, die Erinnerungen nur implizit speichern können, nicht aber weiter transportieren können. Der Vorwurf geht ins Zentrum der Gesellschaft, dorthin, wo die weltanschaulich motivierte Erinnerungspolitik in Richtung Vernebelung durch Täter-Opfer-Umkehr oder „Schlussstrich“ gelenkt wird. Diese Politik bedarf gar keiner programmatischen Schlussstrich-Erklärungen. Es genügt, wenn sich im scheinbar Zufälligen, Alltäglichen und Beiläufigen die weltanschauliche Bereitschaft zum Vergessen als soziale Erwünschtheit oder als nüchterner Sachzwang durchsetzt. Dann gibt es

eben kein Grundstück für einen Gedenkort, keine Notwendigkeit für Dokumentationen, für Forschungen und Archive, keine Förderungen für Gedenkveranstaltungen, kein Budget für Mahnmale oder für eine politische Bildung, die öffentliches Erinnern und Gedenken einübt und gleichzeitig Gegenwartsbezüge herstellt.

Die „Gnade der späten Geburt“ legitimiert anscheinend die Manipulation am kollektiven Gedächtnis: Den Orten wird ein neues Gedächtnis verpasst, in dem die Vergangenheit auf die Nach- und Neunutzung zentriert wird. Die Effekte dieser Überlagerung von NS-Geschichte durch „Nachkriegsgeschichte“ bleiben nicht aus: Die NS-Terrorstätten nehmen in der Erinnerung der Tätergesellschaft und der Spätgeborenen eine marginalisierte Stellung ein. Es sind nicht nur „Deckerinnerungen“, die die Erinnerung an die NS-Zeit überlagern, es ist das ganze Set von gesellschaftlich zugelassenen Geschichtsumdeutungen, die den NS-Massenverbrechen allmählich die Kontur der Einzigartigkeit nehmen und die Erinnerungsarbeit blockieren. Das Gemeinwohl wird auf das Image reduziert, das einen Ort positiv aus der prekären Vergangenheit hervor heben soll.

Nach diesen Erörterungen verstehen wir besser die Klage des vormaligen Dachauer Oberbürgermeisters Lorenz Reitmeier, der 1970 bei einer Gedenksitzung des Stadtrates meinte: „Die Errichtung des KZ hat es in zwölf Jahren fertig gebracht, alles zu zerstören, was sich Dachau in Jahrhunderten vorher an Ansehen erworben hatte. In der Welt wurde fortan der Name Dachau mit dem tiefsten Schrecken des unmenschlichen Regimes in Deutschland gleichgesetzt. Dachau wurde schließlich Sinnbild und Symbol des mörderischen Terrors und der Unfreiheit“ (zit. nach Richardi 1979, S. 106).

Die Klage ist richtig. Aber an wen richtet sie sich? Und wer wird den Oberbürgermeister daran erinnern, dass auch Dachau eine doppelte Geschichte hat? Die Geschichte des Tatortes Dachau vor 1945 und die des Flüchtlingslagers nach 1945 - und die des mühevollen Aufbaus der Gedenkstätte noch viel später. Und diese "Nachkriegsgeschichte" trug wahrlich auch nicht immer dazu bei, das Ansehen der Stadt Dachau in der Welt zu mehren.

Ralf Giordano würde allen Bürgermeistern und Oberbürgermeistern, die die „historische Belastung“ ihrer Orte und Städte durch die Naziverbrechen beklagen, grundsätzlich eine andere politische Haltung empfehlen: Dem negativen Image eines Tatortes muss jener Aspekt entgegengestellt werden, „den die Suche nach Aufrichtigkeit, Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit im Umgang mit der NS-Vergangenheit uns vor allem schenken könnte: nämlich die erlösende Fähigkeit zu trauern“ (Giordano 1994, S. 51).

Literatur:

- Augé, Marc: Orte und Nicht-Orte. Vorüberlegungen zu einer Ethnologie der Einsamkeit. Frankfurt/M. 1994.
- Assmann, Aleida: Das Gedächtnis der Orte. In: Borsdorf, Ulrich / Heinrich Th. Grütter (Hrsg.): Orte der Erinnerung. Denkmal, Gedenkstätte, Museum. Frankfurt/M. 1999, S. 59-77
- Bauman, Zygmunt: Moderne und Ambivalenz. Das Ende der Eindeutigkeit. Frankfurt/M. 1995.
- Brumlik, Micha: Gerechtigkeit zwischen den Generationen. Berlin 1995.
- Diner, Dan: Das Jahrhundert verstehen. Eine universalhistorische Deutung. München 1999.
- Erdheim, Mario: Die gesellschaftliche Produktion von Unbewußtheit. Eine Einführung in den ethnopschoanalytischen Prozeß. Frankfurt/M. 1984.
- Farkas, Anita: Sag mir, wer die Toten sind! Personalisierung des Opfergedenkens am Beispiel der NS-Opfer von Peggau. Klagenfurt/Celovec 2002.
- Giordano, Ralf: Angst vor der Geschichte? Erinnerungsarbeit in Dachau und anderswo. In: Dachauer Heft 6 (1994), S. 43-55

Gstettner, Peter: Die letzten Spuren der Katastrophe: Späte Begegnungen in Erinnerung an die Vernichtung des jüdischen Lebens in Litauen. In: Dust, Martin / Christoph Sturm / Edgar Weiß (Hrsg.): Pädagogik wider das Vergessen. Festschrift für Wolfgang Keim. Kiel 2000, S. 279-299

Gstettner, Peter: Unterirdische Erinnerung. In: Die Brücke 22 (2001), S. 4-5

Kannonier-Finster, Waltraud / Meinrad Ziegler: Erinnern ohne Gedenken. In: Welzer, Harald (Hrsg.): Nationalsozialismus und Moderne. Tübingen 1993, S. 61-104

Loewy, Hanno: Erinnerungen an Sichtbares und Unsichtbares. In: Matz, Reinhard (Hrsg.): Die unsichtbaren Lager. Das Verschwinden der Vergangenheit im Gedenken. Reinbek 1993, S. 20-32

Mackiewicz, Józef: Der Stützpunkt Ponary. Erzählung. In: Dachauer Hefte 10 (1994), S. 91-100

Mlawski, Joseph: Ein Zufall hat mir das Leben gerettet. In: Wiehn, Erhard Roy: Ghetto Warschau. Aufstand und Vernichtung 1943 fünfzig Jahre danach zum Gedenken. Konstanz 1993, S. 212-259

Richardi, Hans-Günter: Dachau. Führer durch die Altstadt, die Künstlerkolonie und die KZ-Gedenkstätte. Passau 1979.

Unfried, B.: Gedächtnis und Geschichte. Pierre Nora und die lieux de mémoire. In: Österr. Zeitschr. f. Geschichtswissenschaften 4 (1991), S. 79-98

Young, James E.: Das Erinnern und die Rhetorik des Fotos - Reinhard Matz. In: Matz, Reinhard: Die unsichtbaren Lager. Das Verschwinden der Vergangenheit im Gedenken. Reinbek, 1994, S. 15-19

¹ Das KZ Buchenwald auf dem Ettersberg erfüllte allerdings keines dieser Kriterien. Bezüglich der Standortwahl stellt es einen Sonderfall dar, der gerade durch seine räumliche Nähe zur klassischen Kulturstadt Weimar bemerkenswert ist. Die Ortsverbindung Weimar – Buchenwald ist in ihrer zwillingshaften und gleichzeitig komplementären Art in Deutschland einmalig. Beide Orte, der eine repräsentativ für Humanität und europäische Hochkultur, der andere signifikant für deutsche Barbarei und tiefsten Zivilisationsbruch, umgibt bis heute das Geheimnis ihrer inneren Verbindung: Hier war 1919 jene Weimarer Republik ausgerufen worden, die von den Nationalsozialisten bekämpft und in den Untergang getrieben wurde. Hier war mit Goethe, Schiller, Herder, Wieland und anderen Geistesgrößen das „Herz deutscher Kultur“, das die Völkischen für ihre NS-Kulturhauptstadt Weimar schlagen lassen wollten. Das „Neue Weimar“ wurde 1935 zur Gauhauptstadt des Mustergaues Thüringen ernannt und entsprechend gefördert bzw. protektioniert. Als 1937 ein Konzentrationslager für Regimegegner in 8 km Entfernung und Mitten im beliebten Naherholungsgebiet angelegt wurde, blieb der Einspruch gegen den Namen des Lagers („K.L.Ettersberg“) die einzige Protestreaktion der Weimarer Kulturelite.

² Ab 1991 kamen die ersten Denkmäler hinzu, die an die jüdischen Opfer erinnerten und die nicht russische Inschriften trugen. Diese Gedenksteine sind zweisprachig beschriftet, litauisch und jiddisch. Ein Problem stellte die Textur auf den neuen Denkmälern dar, da auch an die Beteiligung der einheimischen, NS-hilfswilligen Litauer mahndend erinnert werden sollte. Wie aber daran erinnern, dass litauische Bürger ihre (jüdischen) Mitbürger massenhaft ermordet haben, oft genug nicht erst auf Befehl der NS-Schergen, sondern als „freiwillige Vorleistung“?

³ Erwin F. Zöhrer, Seminararbeit „Kulturelles Gedächtnis und Orte der Erinnerung“ zur gleichlautenden Lehrveranstaltung im Wintersemester 2001/2002, Institut für Erziehungswissenschaft und Bildungsforschung, Universität Klagenfurt.

⁴ Die folgenden SchülerInnentexte und -fragmente stammen von 14- bis 18jährigen Jugendlichen aus österreichischen Hauptschulen und Gymnasien. Die Aufsatzsammlung soll unter dem Titel „Worte gegen das Vergessen“ zu Jahresende 2003 in Wien erscheinen.